

Vom Leben mit der Krankheit

Mehr als eine Million Deutsche leiden an Demenz – Ludwig Maslauke erzählt von Umgang und Alltag

VON THERESA DEMSKI

KORBACH. Als Erstes hat es Ludwig Maslauke an sich selbst gemerkt. „Nach 60 Jahren Ehe bin ich zum ersten Mal laut geworden“, sagt er. Ständig fielen seiner Wilfriede Dinge aus den Händen. Sie vergaß das Bügelisen auf einem Kleidungsstück oder rannte unruhig kreuz und quer durch die Küche. „Wir hatten immer eine tolle Ehe“, sagt er, „und plötzlich wurde ich laut.“ Da begann Ludwig Maslauke noch genauer hinzusehen. „Irgendwas stimmte mit dem Mädchen nicht“, sagt er heute.

Strukturen schaffen

Damals gingen Ludwig und Wilfriede Maslauke zum Hausarzt. Der Arzt fragte: Wo wohnen sie? Wilfriede Maslauke antwortete: Das wissen Sie doch. Er fragte: Wie viele Kinder haben Sie? Sie antwortete: Das geht Sie doch nichts an. „Damals hieß es, jeder vergisst mal was“, erzählt Ludwig Maslauke, „aber dann tauchte zum ersten Mal das Wort Demenz auf.“ Es folgten die Kernspintomographie,

erste Pflaster, dann Tabletten. „Ich habe mich mein Leben lang um Technik und Maschinenbau gekümmert“, sagt Ludwig Maslauke, „nicht um Krankheiten.“ Demenz war kein Thema gewesen. Das galt für eine ganze Generation.

„Aber plötzlich nahm ich um mich herum immer mehr Menschen wahr, die damit kämpften“, erzählt der 85-jährige. Und beim Arzt griff er zu einer Broschüre. Dann traf er eine Entscheidung: „Meine Frau bleibt zu Hause. Die pfle-



„Ich habe sie noch genauso gerne wie am ersten Tag“: Ludwig Maslauke mit Ehefrau Wilfriede.

Fotos: Theresa Demski



ge ich.“ Seit fast 70 Jahren kennt er seine Wilfriede, die Lösung lag auf der Hand. „Wir müssen unseren Alltag umstellen“, erinnert er sich.

Also schaltete er den Strom ab, wenn er mal alleine das Haus verließ. Er stellte seiner Frau abgezählte Kartoffeln hin, die sie mit vertrauten Bewegungen schälen konnte. Er backte Erdbeerkuchen und kochte Pudding. Er schaffte Strukturen. Manchmal landete

der Kopfsalat im Eisfach, wenn sie die Fäden in die Hand nahm. Oder sie packte der Heißhunger und plünderte den Kühlschrank. Aber böse sei sie nie geworden.

„Dann kam der Tag, an dem sie nicht mehr aufstehen konnte“, erzählt Ludwig Maslauke. Seine Frau war nicht gefallen, aber sie konnte ihr Bein nicht mehr drehen und blieb im Bett. Der Krankenwagen kam. „Und im Krankenhaus fragten

sie mich dann, in welches Pflegeheim sie gebracht werden soll“, erzählt er. Der Gedanke war ihm nicht neu: Natürlich hatte er darüber nachgedacht. War mit den Kindern beim Tag der offenen Tür am Nordwall gewesen. „Aber ich dachte oft: Meine Frau unterhält sich noch, grüßt, wirkt oft ganz gesund und dort sind viele Menschen viel schlechter dran.“

Gute und schlechte Tage

Im Krankenhaus entschied sich die Familie für eine Kurzzeitpflege im „Haus am Nordwall“ und entdeckte: Wilfriede Maslauke fühlte sich wohl. „Und ich hoffe, sie kann bleiben“, sagt ihr Mann und dann kommen ihm doch die Tränen.

Seit drei Jahren lebt sie nun in der Pflegeeinrichtung. Ihr Ludwig besucht sie jeden Tag. Und inzwischen denkt er darüber nach, zu ihr zu ziehen. Es gibt gute und schlechte Tage. Zeiten, in denen die Krankheit ihm seine Frau nimmt. Und andere, an denen sie die Alte ist. Sie erkennt ihre Familie, wechselt nur manchmal die Enkel. „Aber ich habe sie noch so gerne wie am ersten Tag“, sagt er.

Vergangenen Monat haben die beiden gemeinsam einen Ausflug nach Usseln unternommen. An den Ort, wo sie vor fast 70 Jahren ihre erste Verabredung hatten. „Dann sitzt sie im Restaurant und erzählt dem Kellner unsere Geschichte“, sagt Ludwig Maslauke, „als sei nichts gewesen.“

**HINTERGRUND,
WEITERER ARTIKEL**

„Die Gefühle der Menschen ernst nehmen“

Bei Demenz gibt es kein Zurück. „Was einmal verloren ist, können wir nicht zurückbringen“, sagt Ergotherapeutin Sarah Paul, Leiterin des Teams „Soziale Betreuung“ im Haus am Nordwall. Allerdings könne der Krankheit, die im Gehirn verankert ist, mit Strukturen und Ernährung etwas entgegengesetzt werden.

Und deswegen erhält jeder Bewohner in der Pflegeeinrichtung, dessen Arzt eine Demenz diagnostiziert hat, einen entsprechenden Betreuungsplan. „Dann arbeiten wir ganz nah an der Biografie des Bewohners“, erklärt die kommissarische Einrichtungsleiterin Ribana Klabunde. Wer früher viel im Haushalt geschafft hat, der

wird beim Tischdecken eingebunden. Wer gerne singt, mit dem werden Lieder gesungen. „Das sind Strukturen, in denen sich Demenzkranke wohl und sicher fühlen“, sagt Sarah Paul.



Sarah Paul

Und so könne den Betroffenen geholfen werden, sich so wohl wie möglich zu fühlen. Weil die Menschen immer älter werden, Demenz häufiger diagnostiziert wird, reagieren die Experten. „Wir richten immer mehr Wohnzimmer ein“, erklärt Ribana Klabunde. Weil sich Betroffene in großen Räumen mit fremden

Menschen oft verloren fühlen, werden kleine Wohngemeinschaften gegründet. Zimmer eingerichtet, die an das eigene Wohnzimmer erinnern sollen.

Und: „Wir bewerten die Gefühle der Menschen nicht“, sagt Sarah Paul, „wir nehmen sie ernst.“ Denn Menschen mit Demenz ziehen sich oft in ihre eigene Welt zurück, finden keine Antworten auf ihre Fragen, haben ihre eigenen Wahrheiten. „Und wenn wir sie dort nicht abholen, dann werden sie aggressiv“, weiß die Ergotherapeutin. Ein Beispiel: Eine Bewohnerin erklärt verzweifelt, sie müsse dringend zu ihrer Mutter. „Dann sagen wir ihr nicht: Ihre Mutter ist doch schon vor einer ganzen Weile

gestorben“, sagt Ribana Klabunde. Dann gilt es, Gefühle widerzuspiegeln und aufzugreifen.

Und nicht nur Demenzkranke selbst brauchen Unterstützung. „Die Krankheit überfordert Angehörige“, weiß Ribana Klabunde.

Weil Demenzkranke häufig nicht sofort den Eindruck machen, pflegebedürftig zu sein, falle es Angehörigen

oft noch schwerer, sie in eine Pflegeeinrichtung zu geben. „Aber damit macht man es keinem leichter“, sind sich die beiden einig. (resa)

Fotos: pr



Wohnzimmeratmosphäre im Haus am Nordwall: Fachkräfte unterstützen Demenzkranke mit Strukturen im Alltag.